

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 41 (1968-1969)

Heft: 7

Rubrik: Heilpädagogische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HEILPÄDAGOGISCHE RUNDSCHAU

Fachorgan der Schweizerischen Hilfsgesellschaft für Geistesschwache

Redaktion: Adolf Heizmann, Eichenstr. 53, 4054 Basel (Tel. 061 38 41 15); Edwin Kaiser, Zürich; Willi Hübscher, Lenzburg
Einsendungen und Mitteilungen sind an den Redaktor *Ad. Heizmann* zu richten / Redaktionsschluß jeweils am 20. des Monats

OKTOBER 1968

Wandel in der Praxis der sozialen Arbeit*

E. Liniger

Wenn ich hier über den Wandel in der Praxis der sozialen Arbeit sprechen soll, so kann es sich nicht um einen historischen Rückblick handeln. Dazu wäre ich nicht legitimiert. Ich möchte vielmehr von der Entwicklung sprechen, in der wir mitten drin stehen, von den Veränderungen, mit denen wir uns in der praktischen Arbeit täglich auseinandersetzen. Meine Überlegungen sind natürlich von meinen eigenen Erfahrungen in der privaten Behindertenhilfe und im Anstaltswesen geprägt. Pro Infirmis hat aber so viele und so enge Kontakte mit anderen sozialen Einrichtungen, daß meine Ausführungen wohl doch eine gewisse allgemeine Bedeutung beanspruchen dürfen.

Sozialarbeiter und Klient

Das Verhältnis zwischen Sozialarbeiter und Klient ist anders geworden. Nicht nur, weil wir aus vertiefter psychologischer Einsicht dem Klienten anders begegnen, sondern ebenso sehr, weil er selber uns anders gegenübertritt. Der Mensch ist heute allgemein freier, kritischer, weniger geneigt, irgendeine Autorität ohne weiteres anzuerkennen. Das gilt auch für die Klienten sozialer Institutionen. So erwarten sie eine partnerschaftliche Haltung von uns und fordern sie gegebenenfalls mit Nachdruck. Und da zeigt es sich, daß es uns gar nicht so leicht fällt, in der gelernten, richtigen psychologischen Haltung zu reagieren, wenn wir dies nicht aus eigenem Entschluß tun, sondern es uns von außen diktiert wird. Es gehört mit zum Bild des

heutigen Klienten, daß er unsere Arbeit kritisch beobachtet und mit seiner Meinung darüber nicht hinter dem Berg hält. Ich glaube, wir machen es uns zu leicht, wenn wir kritische Reaktionen von Klienten generell als Aggressionen relativieren und ihnen damit den realen Gehalt zu weitgehend absprechen. Die Klienten haben ihre Einstellung zu sozialen Einrichtungen eben ihrerseits versachlicht und behandeln Heime und Beratungsstellen nicht selten als reine Dienstleistungsbetriebe. Es ist eigentlich gar nicht so verwunderlich, wenn eine Institution, welche behinderte Kinder während wohlabgezirkelten Stunden betreut, auf Vorhaltungen, daß sich ein Vater zu einer Unterredung verspätet hat, zur Antwort bekommt: «Dafür sind Sie ja da!»

Dazu kommt, daß wir in zunehmendem Maße mit *Angehörigen anderer Gesellschaftsschichten und anderer Altersstufen* zu tun haben. Nur wenige Beispiele aus drei Problemkreisen:

Immer mehr *schwergebrechliche* Kinder können am Leben erhalten werden, und damit sind ganze Familien in allen Volkskreisen vor schwierigste Aufgaben gestellt, die mit Geld allein nicht zu lösen sind. Zahlreicher werden die schwer Behinderten, die wirtschaftlich eingegliedert und dadurch mit allen Aspekten der harten Wirklichkeit konfrontiert werden. Aber auch das Leben erwerbsunfähiger Schwerstbehinderter ist um Jahre länger geworden, und es gilt nun, diese «Jahre mit Leben zu erfüllen», wie es ein amerikanischer Spezialist einmal formulierte. Je mehr Menschen ein *hohes Alter* erreichen, je schneller die

Welt sich verändert, um so größer wird die Zahl der Betagten, bei denen eine schmerzliche Diskrepanz besteht zwischen dem, was sie bewältigen können, und allem, was sie bewältigen sollten. Die *Jugend* schließlich steht heute auf eine Art im Mittelpunkt des Interesses, welche die Entwicklung der kommenden Generation gefährdet, nicht zuletzt in Kreisen, die als privilegiert zu gelten pflegten.

Dementsprechend *weitet sich der Klientenkreis in verschiedenen Richtungen* aus. Die Zahl der Erwachsenen, welche die Dienste sozialer Institutionen beanspruchen, nimmt zu. Auch der Anteil der finanziell und sozial unabhängigen Klienten, die auf ihrem eigenen Tätigkeitsgebiet eine respektgebietende Lebensleistung aufzuweisen haben, steigt an. Gelegentlich steht der Sozialarbeiter vor der nicht leicht zu meisternden Situation, daß ihm der Klient – abgesehen vom sozialen Fachwissen – an Lebenserfahrung, Bildung und sozialem Ansehen überlegen ist. Andererseits mehren sich die Klienten mit naturbedingt begrenztem Reifungsvermögen. Ich denke da an hochgradig Geistesschwache und an betagte Menschen. Die Grundprinzipien der sozialen Einzelfallhilfe sind gewiß auch für die Arbeit mit diesen Klienten äußerst wertvoll, aber die praktische Verwirklichung der «Reifungshilfe» muß anderen Gesetzen folgen, als sie die Schöpfer der modernen Einzelfallhilfe konzipierten. Noch ist viel Neuland zu erforschen auf diesem Gebiet, das in naher Zukunft noch wesentlich an Bedeutung gewinnen wird.

Das alles zeigt, daß an den Sozialarbeiter und die sozialen Institu-

* Referat an der Jubiläumsfeier der Schule für Soziale Arbeit und des Vereins Ehemaliger, 21. Juni 1968.

tionen immer größere Anforderungen gestellt werden. Deswegen bietet Pro Infirmis ihren Mitarbeitern seit drei Jahren auf freiwilliger Basis die Möglichkeit der Supervision, was sich sehr bewährt.

Aufgabe der sozialen Arbeit

Heute steht als *Aufgabe der sozialen Arbeit die Integration des Klienten in die Gesellschaft* eindeutig im Vordergrund. So macht die Eingliederung der Behinderten, die Erhaltung der Integration der Betagten, die Rückgliederung der Straffälligen ständig Fortschritte. Die Integration gelingt nicht nur zunehmend besser, sie wird auch in immer komplexeren Fällen überhaupt möglich. Es darf ruhig einmal gesagt werden, daß das, was auf dem Gebiet der Eingliederung Behinderter erreicht werden kann, nur möglich ist dank dem zeitweiligen oder dauernden Einsatz sozialer Institutionen.

Die Eingliederung in die Gesellschaft – statt der Betreuung in einer sozusagen «klimatisierten» Umgebung – verlangt aber vom Klienten, seinen Angehörigen, von der sozialen Institution und dem einzelnen Sozialarbeiter viel. Alle Beteiligten, und nicht zuletzt Heime, Anstalten und Beratungsstellen, werden dabei ständig mit der bisweilen harten Realität und mit der allgemeinen Öffentlichkeit konfrontiert. Es ist deshalb gut, daß das Ausbildungsprogramm der Zürcher Schule für soziale Arbeit jetzt so lange Praktika umfaßt, daß sie wirkliche Erfahrungen mit der Berufsrealität ermöglichen. Es ist darum aber auch dringend notwendig, daß jeder Sozialarbeiter sich – während seiner Ausbildung und später sein Leben lang – mit den Realitäten seines eigenen Daseins auseinandersetzt.

Im Gedanken daran, wie einschneidend gewisse praktische Schwierigkeiten im Leben Behinderter sein können, glaube ich, daß eine gewisse Korrektur fällig wäre an dem Bild, das wir uns von unserer Aufgabe machen. Bei aller Bejahung der vertieften Methode der sozialen Einzelfallhilfe sollten wir nicht übersehen, daß *praktische Hilfe* im richtigen Moment manche psy-

chologischen Probleme gar nicht entstehen läßt und daß praktische Hilfe außerdem eine sehr gute Basis für die Bewältigung weiterer Schwierigkeiten mittels der Einzelfallhilfe-Methode darstellt. Wir sollten sie nicht unterschätzen.

Trotz den Fortschritten in der Eingliederung Behinderter und Betagter nimmt auch die Zahl derjenigen zu, die nicht oder nicht mehr in die Gesellschaft integriert werden können. Der Bericht der Schweizerischen Kommission für Altersfragen hat uns zum Bewußtsein gebracht, was auf dem Gebiet der Alterspflege noch alles zu leisten ist. In der Behindertenhilfe sind noch Dauerinstitutionen sowohl für geistig als auch für körperlich Schwerstbehinderte zu schaffen, Einrichtungen, die ihnen nicht nur Pflege, sondern auch die Möglichkeit zu sinnvoller Lebensgestaltung bieten.

Die Erfahrungen in den wenigen bestehenden Institutionen dieser Art zeigen, daß die besonderen Lebensbedingungen in einem Dauerheim nach dem Einsatz von psychologisch und gruppenpädagogisch geschulten Sozialarbeitern geradezu rufen. Praktisch finden wir aber in diesen Institutionen fast keine im Einsatz. Sie werden allerdings nicht für die Tätigkeit bei Schwerstbehinderten ausgebildet. Aber diejenigen, welche diese Arbeit heute leisten, sind es auch nicht; denn es gibt ja keine spezifische Ausbildung. Ein Heimleiter, der im Begriffe steht, eine derartige Dauerinstitution zu schaffen, gestand kürzlich, es werde ihm bisweilen angst, wenn er an die Personalprobleme des neuen Heims denke. Ich glaube, weder wir Sozialarbeiter als Berufsstand noch unsere Ausbildungsstätten dürfen auf die Dauer an der Aufgabe, die hier auf uns zukommt, vorbeisehen.

Sozialarbeit und Öffentlichkeit

Die Öffentlichkeit ist heute zweifellos aufgeschlossener gegenüber sozialen Problemen. Wir stellen jedoch fest, daß die Aufgeschlossenheit sehr variiert: Katastrophen, einmalige Aktionen, neue Initiativen, hilfsbedürftige Kinder finden einen wesentlich stärkeren Widerhall als gefühlsmä-

ßig weniger ansprechende Probleme. Geradezu paradox ist es, daß es immer neue Aufgaben gibt, welche die Öffentlichkeit nur kollektiv, d. h. durch soziale Institutionen, insbesondere Heime, lösen kann, daß die gleiche Öffentlichkeit aber nach wie vor den Heimen nicht ganz traut, weil sie immer noch in überholten Vorstellungen befangen ist.

Wir müssen die Öffentlichkeit auch für die anderen Aspekte der sozialen Arbeit gewinnen. Dankbar sei vermerkt, daß es bei Presse, Radio und Fernsehen Persönlichkeiten gibt, denen die Vermittlung von Verständnis für soziale Probleme, soziale Institutionen und die soziale Arbeit ein Anliegen ist. Das selbstkritische Referat von Chefredaktor Oskar Reck an der kürzlichen Jahresversammlung des Schweizerischen Vereins für Heim und Anstaltswesen hat uns jedoch eindrucklich vor Augen geführt, daß wir dem von Zeitnot und Stoffandrang bedrängten Publizisten entgegenkommen müssen, wenn er uns in der Ausrottung überlebter Vorstellungen unterstützen soll. Es würde zu weit führen, hier auf Redaktor Recks Gedankengänge näher einzutreten. Mir scheint aber, wir sollten seine Feststellung überdenken, die konventionellen Kontakte des Publizisten mit sozialen Institutionen beschränkten sich auf Einweihungen, Jubiläen und Jahresberichte. Konkretes, lebendiges Wissen über unsere Arbeit ist ja die beste Immunisierung gegen die leider auch nicht untätige Sensationsjournalistik – für unsere Institutionen, für die Öffentlichkeit und nicht zuletzt für unsere gegenwärtigen und künftigen Klienten.

Das bedeutet keine Ablehnung begründeter und konstruktiver Kritik. Aber manchmal will einem scheinen, wenn einzelne Publizisten soviel Zeit und Mühe für die Interpretation unserer Arbeit aufwenden wie für das Aufspüren vereinzelter Fehlleistungen, dann wüßte die Öffentlichkeit über die soziale Arbeit gut Bescheid.

Ich halte es im übrigen für wesentlich, daß wir nicht nur fähig sind, unser eigenes Gedankengut weiterzugeben, sondern auch Ideen und

Anregungen von außen aufzunehmen. Die größere Aufgeschlossenheit für soziale Probleme hat stets neue Initiativen aus den verschiedensten Richtungen zur Folge. Nun laufen wir aber alle Gefahr, zunächst einem Abwehrreflex nachzugeben, besonders, wenn ein Anstoß aus Laienkreisen kommt. Bei sachlicher Betrachtung ergibt sich jedoch fast immer, daß wir tatsächlich am betreffenden Punkt irgendeinem Bedürfnis nicht ganz gerecht geworden sind. Man kann überdies immer wieder feststellen, daß die Urheber neuer Initiativen in einem bestimmten Moment erwartungsvoll an die bestehenden Einrichtungen gelangen. Wenn wir in diesem Augenblick offen sind, bereit, Hand zu bieten, entweder indem wir zu einer neuen Aufgabe ja sagen, oder indem wir eine neue Einrichtung so gestalten helfen, daß sie dann wirklich eine Lücke ausfüllt, dann tragen wir sehr programmatisch, aber wirksam bei zu der so notwendigen Koordination.

Da wir gerade jetzt – mit Behörden, weiteren Gästen und Vertretern der Massenmedien feiernd – eigentlich mitten in der Öffentlichkeitsarbeit drinstehen, möchte ich betonen: Wir werden die Aufgaben, welche die sozialen Einrichtungen und die Sozialarbeiter in der Öffentlichkeit und für die Öffentlichkeit zu lösen haben, nur bewältigen, wenn uns Behörden und Massenmedien als Exponenten der offiziellen und der privaten Öffentlichkeit jede nur mögliche Unterstützung gewähren, damit uns auch die Öffentlichkeit materiell und ideell unterstützt.

Sozialversicherung

Der enge Kontakt zwischen Sozialversicherung und Sozialarbeit ist wohl für Pro Infirmis spezifisch. Angesichts der zunehmenden Bedeutung der Sozialversicherung kommt aber wohl der Entwicklung, die wir miterleben, allgemeineres Interesse zu. Sie gewinnt noch mehr Relief, wenn wir die Stiftung für das Alter und die AHV einbeziehen.

Ursprünglich war bei den direkt Betroffenen, bei Politikern und Behörden die Auffassung recht verbreitet, die Ausgestaltung der Sozialver-

sicherung mache die Fürsorgeinstitutionen und die Fürsorgerinnen weitgehend überflüssig. In diesem Sinn richtete der Bund einst der Stiftung Für das Alter und Pro Juventute Beiträge aus, die den Bedürftigsten das Warten auf die AHV erleichtern sollten. Später wollte man sie aus einem begrenzten Fonds solange weiterfließen lassen, bis die AHV genügend ausgebaut wäre. Statt dessen brachte das Ergänzungsleistungsgesetz parallel zur 6. AHV-Revision den gesetzlich verankerten Fürsorgeleistungskredit für die beiden Stiftungen und neu auch für Pro Infirmis zugunsten der Behindernten. (Diesen Teil kennen manche von Ihnen unter der Abkürzung FLI). Die Sozialversicherung bedient sich also nun privater Sozialeinrichtungen, um ihre eigenen Härten mit ihren eigenen Mitteln zu mildern.

Nicht wenige unserer Sozialarbeiterinnen wurden interessanterweise durch die Tatsache, daß das Geld vom Staat kam, irgendwie desorientiert und plädierten für schematisches, möglichst arbeitssparendes Verteilen. Es brauchte etliche Denkarbeit, um herauszuschälen, daß und wie dieser Kredit zu einem wertvollen zusätzlichen Instrument differenzierter Einzelhilfe werden konnte.

Schon mit der IV als solcher hatten wir uns eingehend auseinandersetzen müssen. Es galt umzulernen, daß unsere Klienten, für die wir bisher immer und überall um Entgegenkommen werben mußten, nun in wesentlichen Belangen ein Recht hatten, und daß diesem gleichzeitig seine bestimmten Grenzen gesetzt waren. Immer wieder versuchten manche von uns anfänglich, das Gesetz zu biegen und zu beschwatzen im falschen Bestreben, der IV möglichst alle Probleme eines Falles weiterzugeben. Inzwischen haben wir gelernt, umgekehrt die Leistungen der IV für die Lösung der Probleme unserer Klienten zu nutzen. Als wesentlich erwies sich dabei eine scheinbare Nebensächlichkeit: die besondere Sprache der Juristen zu verstehen und selber einigermaßen sprechen und schreiben zu lernen!

Die fachliche Seite der Entwicklung ist gleichfalls interessant. Wohl

eines der größten Komplimente, das dem schweizerischen Heim- und Anstaltswesen je zuteil wurde, ist die Tatsache, daß die IV für die Durchführung ihrer Maßnahmen auf die Schaffung eigener Einrichtungen vollkommen verzichtet hat.

Die IV hat die Einzelhilfe aus ihren Leistungen ausgeklammert, weil man sie, wie gesagt, einer anderen Kategorie der sozialen Wohlfahrt zurechnete. Dadurch blieb die Einzelfallhilfe frei von jeder Verpflichtung gegenüber den IV-Organen und die Beziehung zum Klienten unbelastet von allem Zwang. Aber die Spezialfürsorgestellen erhielten einen gesetzlichen Anspruch auf Beiträge an ihren Betrieb. Unsere Sozialarbeiterinnen und deren Ausbildungsstätten dürfen es bestimmt als Anerkennung auffassen, daß nach dem revidierten IV-Gesetz diplomierte Sozialarbeiter die Voraussetzung sind für die Beitragsgewährung. Nicht daß das gegenseitige Verständnis vollkommen wäre. So stehen z. B. der Meldung beratungsbedürftiger Behinderter an uns durch die IV-Organen grundsätzliche rechtliche Erwägungen im Weg, obschon uns die Bundesbehörden andererseits mahnen, wir sollten dieser oder jener Gruppe von Behinderten intensiver nachgehen ... Aber die Entwicklung geht weiter. Beweis dafür ist, daß die offizielle Schweizerische Kommission für Altersfragen in ihrem Bericht für das umfangreiche Gebiet der Alterspflege neu die Schaffung von Beratungsstellen für die soziale Einzelhilfe an Betagte fordert. Die Stiftung Für das Alter wird sich damit befassen. Die Sozialversicherung hat also erkannt, daß sie als Ergänzung der sozialen Arbeit bedarf.

Heimerziehung

Dank ihrem jährlichen Kredit für Beiträge an besondere Vorhaben von Institutionen der Behindertenhilfe hat Pro Infirmis laufend Einblick in die *Entwicklung unserer Heime und Anstalten*. Regelmäßig kommen über 40 Gesuche von Heimen für Behinderte oder Schwererziehbare. Diese geben ein eindruckliches Bild, wie intensiv und zielbewußt auf allen

Gebieten an der Entwicklung bestehender und an der Schaffung fehlender Heime gearbeitet wird. Mit Sorge haben wir allerdings registriert, daß die großzügigen Beiträge der IV an Einrichtungen für die berufliche Eingliederung andere, ebenso dringende Bedürfnisse indirekt zu benachteiligen drohten. Wir hoffen dringend, daß die Betriebsbeiträge des Justiz- und Polizeidepartementes an Erziehungsheime auf Grund des revidierten Strafgesetzes so ausfallen, daß keine Erziehungsheime mehr versucht sind, sich in Sonderschulen der IV umzuwandeln. Und hoffentlich halten die verbesserten Beitragsbedingungen an Dauerwerkstätten diese inskünftig eher davon ab, für die Dauerunterbringung schwer Behinderter benötigte Plätze für Eingliederungsfälle herzugeben.

Auf dem Gebiet der Behindertenhilfe gibt es indessen auch Entwicklungen, die direkt dem Heimerzieher zu schaffen machen. So sehr sie sich seinerzeit eine Verkürzung überlanger Arbeitszeiten gewünscht haben, so fühlen sie sich nun doch ein wenig beraubt, wo das Wocheninternat mit Wochenende zuhause strikte durchgehalten wird. Viel von der Zeit, da die Kinder ihnen gehörten, ist ihnen damit abhanden gekommen. Und ich muß gestehen, daß wir von der offenen Fürsorge uns manchmal fragen, wo Kinder ohne rechte Familie jetzt eigentlich noch zuhause sind.

Das Problem wird noch dadurch akzentuiert, daß der Heimerzieher die Kinder heutzutage mit viel mehr anderen Mitarbeitern «teilen» muß. Dies trifft wohl für alle Internate zu, ist aber besonders ausgeprägt bei körperbehinderten und bei geistesschwachen Kindern. Und zwar ist es vor allem die Beschäftigungstherapeutin, die der Heimerzieherin ein Stück weit direkte Konkurrenz macht. Die Heimerzieherin hat aber ganz bestimmt weiterhin ihren festen, unabdingbaren Platz in unseren Sonderschulen, der allerdings vielleicht einmal neu bestimmt werden sollte. Aber allein schon die alltäglichsten Verrichtungen stellen bei bewegungsbehinderten und geistesschwachen Kindern eine pädago-

gische Aufgabe dar. Außerdem brauchen diese Kinder bei all den vielfältigen Anforderungen, die heute an sie gestellt werden, erst recht auch im Heim jemanden, bei dem sie «zuhause» sind.

Problem Nummer eins in der sozialen Arbeit überhaupt, aber ganz besonders im Anstaltswesen, ist die Personalfrage. Wir sind zum mindesten in der Behindertenhilfe bald soweit, daß die Beschaffung des notwendigen Personals für gewisse Heimtypen schwieriger ist als die Finanzierung. Was mich jedoch in diesem Zusammenhang hauptsächlich beschäftigt, ist das Problem der Mitverantwortung. Denn je größer die Belastung ist, um so wichtiger ist es doch, daß man sie gemeinsam trägt. Nun verbreitet sich aber von unten nach oben mehr und mehr die Tendenz, daß jeder nur noch seine abgezielte Aufgabe erfüllen will. Was das Leben in einem Organismus wie ein Heim darüber hinaus mit sich bringt, mache wer will, mit dem Resultat, daß immer weniger Verantwortliche das, was übrig bleibt, auffangen müssen und dadurch oft hoffnungslos überlastet werden. Organisation ist in dieser Lage nicht alles und rein natürliche Begabung zur Menschenbehandlung auch nicht. Man müßte mehr tun können, aber wie?

Auch ausgebildete Sozialarbeiter – sowohl in Heimen als in der offenen Fürsorge – sind keine weißen Raben. Erschreckend oft ist die helfende Haltung nur für Klienten reserviert, Hilfsbereitschaft gegenüber Kollegen, geschweige denn gegenüber Angehörigen einer anderen Berufsgattung (Hausbeamtinnen, Sekretärinnen), jedoch fehlt. Das wirkt sich beispielsweise in einer Fürsorgestelle so aus, daß die leitende Fürsorgerin jeweils den Kehrriechtkübel transportieren muß, weil sich alle andern weigern. Ich finde, wir sollten nach 60 Jahren Sozialarbeit nun endlich unserer Berufswürde sicher genug sein, daß ihr ein gelegentlicher Mistkübel nichts mehr anhaben kann!

Offene Fürsorge

Das weitverzweigte Netz der offenen Fürsorge-Einrichtungen weist

zwar noch Lücken auf – ich habe die Altersfürsorge bereits erwähnt –, aber dennoch berühren sich viele Tätigkeitsbereiche. Da sich die Aufgaben der einzelnen Stellen kompliziert und die Methoden differenziert haben, sind heute auf den meisten Stellen mehrere Sozialarbeiter tätig, und die *Kontakte zwischen verschiedenartigen Stellen* sind vielfältig. Deshalb muß der heutige Sozialarbeiter nicht nur die richtige Partnerschaft zu seinem Klienten, sondern auch zu seinen Kollegen finden. Er muß sich nicht nur abstrakt mit seiner Aufgabe als Sozialarbeiter auf gesunde Weise identifizieren, sondern auch konkret als Mitarbeiter einer bestimmten Institution. In der offenen Fürsorge finden wir indessen erstaunlich viele extreme Individualisten, denen dies ausgesprochen schwerfällt. Das deutet sich schon an bei Praktikanten, die erwarten, der Praktikumsleiter lese jeden verfaßten Brief stehenden Fußes, bei Diplomanden, die von einer Stunde auf die andere eine Arbeitsbesprechung abmachen wollen. Als Berufskollege hat der gleiche Typus immer tausend gute Gründe, weshalb gerade er keine allgemeine Regel, keine gemeinsame Abmachung genau einhalten kann. Mir scheint, da wir uns einig sind, daß der Beruf eines Sozialarbeiters eine Tätigkeit ist wie jede andere, steht es uns nicht mehr an, uns als Ausnahmefall zu etablieren. Wir müssen unsere eigene soziale Anpassung zuallererst ernsthaft betreiben, wenn unsere Bemühungen um die soziale Anpassung unserer Klienten glaubhaft sein sollen. Es wird uns dabei auch deutlicher, was wir ihnen zumuten.

Das Nebeneinander zahlreicher Beratungsstellen verlangt heute nicht nur von den Verantwortlichen, sondern von jedem in der Einzelfürsorge tätigen Sozialarbeiter ein gewisses Maß von Verständnis und Interesse für *Sozialplanung*. Denn ob irgend eine Koordinationsaufgabe praktisch durchgeführt werden kann, hängt davon ab, ob der einzelne Sozialarbeiter aufgeschlossen genug ist, um sich umzustellen, eine neue Aufgabe in Angriff zu nehmen oder bestimmte Dinge loyal an andere Insti-

tutionen weiterzugeben. Dabei ist es ganz ausschlaggebend, ob eine Institution, ob ihre Sozialarbeiter sich in dem Moment bereitfinden, wo eine Sache reif ist, und das ist längst nicht immer der Fall, wenn man Zeit und Kräfte übrig hat!

Die Vergrößerung der einzelnen Beratungsstellen hat neue *Führungsaufgaben* entstehen lassen und der *Administration* ein vermehrtes Gewicht gegeben. Bisher sind wir damit empirisch fertig geworden. Das ist aber auf die Dauer zu kostspielig und zu wenig wirksam. Pro Infirmis ist möglicherweise am meisten, aber sicher nicht allein daran interessiert, daß eine Möglichkeit geschaffen würde, sich das Lernbare auf diesem Gebiet fachgerecht anzueignen.

Gerade für den in der Einzelfallhilfe geschulten Sozialarbeiter bedeutet nämlich eine leitende Aufgabe eine völlige Umstellung. Man muß sich anfänglich dauernd daran erinnern, daß Untergebene keine Klienten sind. Denn ein Chef muß im Gegensatz zum Einzelfürsorger Forderungen stellen und wenn nötig durchsetzen, Leistungen werten, gutheißen oder ablehnen. Nicht wenig Schwierigkeiten entstehen immer wieder dadurch, daß mit untergebenen Berufskollegen Einzelfallhilfe getrieben wird.

Mit Administration haben auch in erster Linie die Führungskräfte, aber in einem bestimmten Ausmaß sämtliche Sozialarbeiter zu tun. Wir nennen es meistens schlicht «Papierkrieg» und verabscheuen ihn mehr oder weniger herzlich. Wir müssen jedoch endlich der harten Tatsache ins Auge sehen: wir können dem «Papierkrieg» nicht entgehen. Der Sozialarbeiter, der befreit von allem Administrativen nur mit Klienten Gespräche führt, ist eine Utopie aus der Zeit, da jede Fürsorgerin auch ihre eigene Sekretärin war. Wir müssen vielmehr mit der Administration leben lernen, sie beherrschen lernen, anstatt uns von ihr terrorisieren lassen. Schließlich: Ein richtig konzipiertes Formular, ein gut formulierter Antrag, eine fachgerechte Aktennotiz sind Instrumente zur Klärung und Bewältigung der sozialen Aufgabe am Klienten. Und Papier ist,

richtig verwendet, auch ein Werkzeug der Koordination und Zusammenarbeit.

Sozialarbeiter

Die Sozialarbeiter der Pionierzeit waren vom feu sacré beseelt, sie arbeiteten mit totalem Engagement, oft bis hart an die Selbstaufgabe. Wir pflegen das als ungesund zu betrachten; aber die Institutionen, in denen wir nun voll anerkannt tätig sind, wären wohl ohne diesen Einsatz nicht oder viel langsamer entstanden. Heute steht der Sozialarbeiter seinem Beruf sachlich gegenüber. Er macht nicht nur Anspruch auf ein Eigendasein, sondern er wehrt sich gegen jeden Uebergriff der Arbeit auf die eigene Lebenssphäre, und dies manchmal mit einer Aggressivität, die vermuten läßt, er laufe selber noch mit einem überlebten Bild von sich herum. Heute ist es nicht mehr eine Unterschätzung des Sozialarbeiters, sondern vielmehr das Vertrauen und Ansehen, das er genießt, welches ihm hie und da Aufgaben stellt, die einen gewissen zusätzlichen Aufwand erfordern.

Soziale Arbeit ist bei aller Versachlichung eine menschliche Aufgabe, die ohne menschlichen Einsatz nicht gelöst werden kann. Nach allem Gesagten wird sie künftig einen noch größeren Einsatz fordern. Nicht unbedingt an Zeit, aber an Kraft. Die *Tragfähigkeit* der angehenden Sozialarbeiter verdient deshalb während der Ausbildung vermehrte, kritische Aufmerksamkeit. Gewiß sollen wir jedem jungen Menschen seine Chance geben. Aber vergessen wir nicht, daß die Altersgenossen unserer jüngsten Praktikanten in Pflege- und Lehrberufen, Handel, Gewerbe bereits in voller beruflicher Verantwortung stehen und im Militär bereits Offizier sein können. Wir neigen dazu, auch unseren Berufsnachwuchs unbewußt wie Klienten zu behandeln, während wir doch bewußt kaum je einem Klienten unsere Berufslaufbahn empfehlen. Mir scheint, heute gehören vernünftige, aber nicht zu zimmerliche Belastungsproben in der Schule und vor allem während der Praktika mit zum

Rüstzeug des angehenden Sozialarbeiters.

Meine Ausführungen sind voller Fragen, Wünsche, Hinweise auf noch ungelöste Probleme. In der Vergangenheit hat es die Zürcher Schule für soziale Arbeit immer wieder verstanden, sich den wandelnden Anforderungen anzupassen. Zweifellos wird sie uns direkt und durch die kommende Generation auch bei der Lösung künftiger Aufgaben unterstützen. Wir wünschen ihr Mut und Tatkraft dazu und danken ihr dafür.

Aus «Pro Infirmis» 9/68

Herbsttagung der SHG Sektion Bern

Nachdem an den Tagungen der letzten Jahre vor allem Heime besucht worden waren, lud der Vorstand diesen Herbst zur Besichtigung der Glasbläserei Sarnen ein. Auch dieser Besuch vermochte viele Mitglieder anzuziehen, war doch der Fünfsitzplätzer-Car fast bis auf den letzten Platz besetzt.

Ueber den Brünig erreichten wir Sarnen, wo wir den Werdegang der Sarner Glaswaren verfolgen konnten. Man staunte nicht wenig über das Geschick der Glasbläser und -schleifer, die in bemerkenswerter Ruhe die wertvollen Stücke formten. Rege wurde im Anschluß an die Besichtigung von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, preisgünstige Stücke zweiter Wahl zu erstehen. So war denn unser Car zusätzlich mit viel zerbrechlicher Fracht beladen, als er uns ins Wilerbad zum Mittagessen führte.

Hier richtete Präsident Fritz Zaugg, dem wir für seine vorbildliche Organisation der Reise auch an dieser Stelle ganz herzlich danken, ein paar Worte an die Tagungsteilnehmer. Er durfte auch wieder ein paar von Walter Berger zusammengestellte Werkvorschläge und eine Arbeit über den Rechenunterricht verteilen.

Den Verdauungsbummel machten wir von Flüeli in den Ranft, wo wir Niklaus von Flüe in seiner engen Klausur im Tal der Melchaa, wie auch seiner Familie im stattlichen Haus

auf der Anhöhe einen kurzen Besuch abstatteten.

Die besondere Attraktion der Heimfahrt bildete die vor einigen Jahren neu angelegte Panoramastraße nach Sörenberg. Wenn sie ein bißchen breiter gebaut worden wäre, hätten wir noch besser die Aussicht auf das Unterwaldnerländchen genießen können. So aber starrten wir häufig auf die kreuzenden Autos und waren froh, daß unser Chauffeur seinen Riesen besser beherrschte als mancher talwärts fahrende VW-Fahrer seinen Käfer.

Nach einem kurzen Zvierihalt erreichten wir um die Nachtessenszeit wieder unseren Ausgangspunkt und schauten dankbar auf einen herrlichen Reisetag zurück, der zu vielen Gesprächen mit Kollegen Gelegenheit gegeben hatte. *H. R. J.*

Mitteilungen des Lehrmittelverlags SHG

1. Das Lehrbuch *«Der Hilfsschüler und die Hilfsschule»* findet sowohl im Inland wie im Ausland starke Beachtung. Es kann von den Mitgliedern zum reduzierten Preis von Fr. 6.— bezogen werden. Der Buchhandlungspreis beträgt Fr. 10.—. Die Sektionspräsidenten werden gebeten, die Bücher beim Verlag sektionsweise zu beziehen, um die Portospesen senken zu können. Es hat sich bewährt, an Sektionsversammlungen das Lehrbuch zu empfehlen und es gleichzeitig zu verkaufen. Der Lehrmittelverlag ist gerne bereit, sie hierfür in Zehner-Schachteln an den Versammlungsort zu schicken. Nichtverkaufte Exemplare werden selbstverständlich zurückgenommen.

2. Das Rechenmäppchen *«Wir zählen»* ist seit bald einem halben Jahr ausverkauft. Ein neues Mäppchen mit 56 Arbeitsblättern = 112 Seiten kommt in Druck. Es ist um 16 Seiten umfangreicher. Während am Aufbau nicht viel geändert wurde, ist es großzügiger gestaltet, womit Stimmen aus Hilfsschullehrerkreisen Rechnung getragen wurde. Erstmals wird mit diesem allerersten Lehrmittel für den Rechenunterricht in Sonderschulen und Vorstufen der

Hilfsschule von der SHG ein Unterrichtsmittel herausgegeben, das farbig gestaltet ist. Nicht weniger als 35 Seiten sind vier-, drei- oder zweifarbig, wodurch unsere geistig behinderten Schüler besonders stark angesprochen werden dürften.

Wir hoffen, den genauen Ausgabetermin in der nächsten SER mitteilen zu können. Er wird im November 1968 liegen.

Lehrmittelverlag SHG
Zeughausstraße 38, 5600 Lenzburg

Die «Milchsuppe» berichtet

In einem Artikel in der Monatszeitung *«Die Milchsuppe»* (Sozialmedizinische Abteilung des Bürgerspitals Basel) zeigt der Leiter der Institution, Dr. G. Keller, die Schwierigkeiten, die sich heute der Platzierung von Schwerbehinderten entgegenstellen. Es sind vor allem die zunehmende Automation der Betriebe, der Rückgang von Aufträgen, die harten Konkurrenzverhältnisse und damit verbundene Absatzschwierigkeiten, die es immer schwerer machen, Behinderte einzugliedern. Der Schulungsaufwand wächst, der gute Wille aber, auch Leute mit psychischen Eigenheiten zu tragen, ist leider eher im Abnehmen begriffen. Die Möglichkeiten der Invaliden selber aber bleiben begrenzt, so daß bei der Neugründung von Werkstätten noch mehr als bisher auf die Wirtschaftsrealität Rücksicht genommen werden muß. Das Recht auf Arbeit ist wohl ein geflügeltes Wort geworden, es setzt aber voraus, daß Arbeitsmöglichkeiten vorhanden sind. Und hier sind leider Befürchtungen am Platz. Einen Ausweg sieht Dr. Keller darin, daß die Dauerwerkstätten sich in die Wirtschaft integrieren und sich nicht gegenseitig konkurrenzieren. Auch müsse man mit der Industrie auf rein geschäftlicher und finanzieller Basis Uebereinkommen treffen und ganz vom «Gnaden- und Barmherzigkeitsweg» abgehen. Es müsse gelingen, die Industrie davon zu überzeugen, daß die Zusammenarbeit mit den beschützenden Werkstätten auch ihr Vorteil sei, dann erst sei die Bahn frei für den eingliederungswilligen Behinderten. *H.z.*

AUS JAHRESBERICHTEN

Stiftung Schloß Regensburg

Kollege P. Sonderegger zeigt in jedem seiner Berichte wieder neue Wege und Möglichkeiten auf; wir haben schon hie und da Auszüge darüber veröffentlicht. Aus dem vor uns liegenden Jahresbericht 1967 sei eine Anregung herausgegriffen, die uns wert scheint, daß sie auch anderswo geprüft werden könnte: Die Anlehre für den Hauswardienst.

In der Tat liegt hier noch für manchen willigen und verträglichen geistig behinderten jungen Mann eine Verdienstmöglichkeit, denn mit der Entwicklung der großen Wohnblöcke, der Bürohäuser in der City, der Eigentumswohnungen usw. wächst der Bedarf an zuverlässigen Hauswarten, die fähig sind, kleine Reparaturen und handwerkliche Hilfsdienste selbst zu übernehmen. Nach unsern eigenen Erfahrungen mit Ehemaligen eignen sich allerdings nur jene Leute für diesen Dienst, die gute Manieren und ein freundliches Wesen mitbringen. Leider versagen gerade in dieser Hinsicht manche Behinderte, die sonst fachlich die Voraussetzungen mitbringen. Und hier muß doch wohl auch in einem solchen Ausbildungskurs der Hebel angesetzt werden, so wie es Edwin Kaiser in seinem Zürcher Werkjahr beharrlich tut.

Der ansprechende Bericht weiß auch diesmal von allerlei Höhepunkten im Heimleben zu berichten, von Wanderungen und Lagern, von Theaterbesuchen und Konzerten. Das ist ja so wichtig wie ein methodisch richtiges Vorgehen im Unterricht, bringt es doch die Kinder nachhaltig mit dem Leben außerhalb in Verbindung. – Wäre nicht überhaupt einmal zu überlegen, ob sich das Experiment mit einer Sonderschule im Rahmen einer Gemeindeschule nicht lohnen könnte? Das Heim wäre dann wirklich nur noch Heim, der Kontakt aber mit den übrigen Kindern könnte sich befruchtend auswirken. Ich habe kürzlich ein solches Heim in Deutschland kennen gelernt, das seine Kinder in die städtische Schule schickt und dabei gute Erfahrungen macht. *H.z.*